

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 32 (1956-1957)
Heft: 6

Artikel: Indien wie ich es erlebte : Eindrücke eines jungen Schweizers
Autor: Huggler, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073094>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



wie ich es erlebte

Eindrücke eines jungen Schweizers

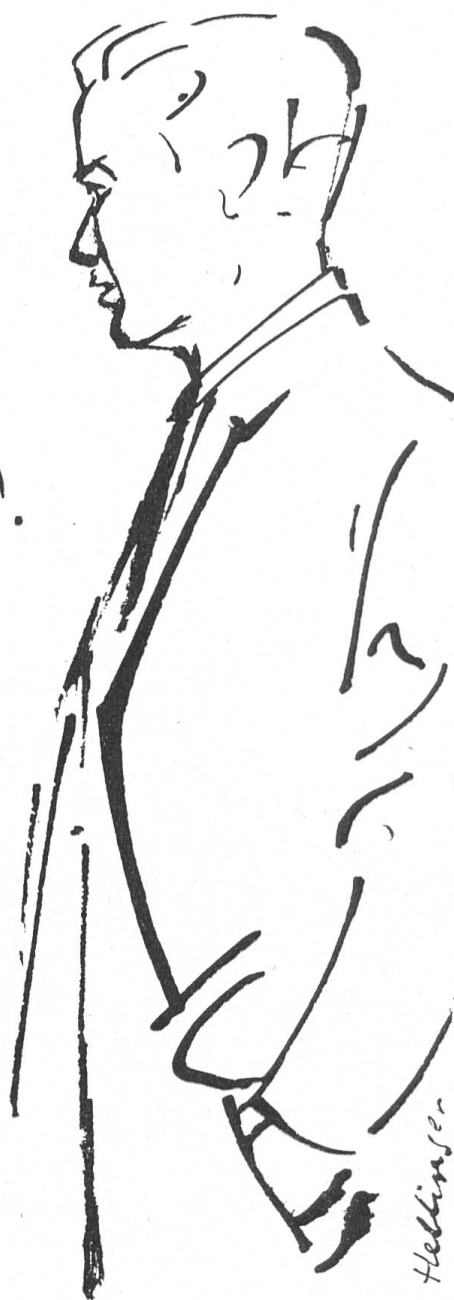
von Peter Huggler

▲ Ein gefährlicher Cicerone

■ Der erste Mann, den ich in Indien kennen lernte, war einer jener Typen schwer bestimmbarer Nationalität, wie man sie auf der ganzen Welt, in Barcelona, Biarritz, Bonn oder Beirut

in den Bars großer Hotels antrifft. In meinem Fall handelte es sich um einen Engländer, und das war kein Zufall. Die Engländer bilden in Indien immer noch eine überragende Mehrheit unter den Ausländern.

Mein neuer Bekannter strich sich über den Schnauz und begann seine Einführung ins indische Leben wie folgt: «Als Neuling müssen Sie sich von allem Anfang an darüber klar sein, daß man mit den Indern keine persönlichen Beziehungen pflegen kann. Die Mentalität der Leute hier ist so verschieden von der unsrigen, daß es ausgeschlossen ist, sie je zu verstehen. Ich



bin seit 20 Jahren jedes Jahr sechs Monate hier und habe noch keinen Eingeborenen näher kennen gelernt. Halten Sie sich vor allem an Ihren Klub und an Ihre europäischen Geschäftsfreunde!»

Beim dritten Whisky wurde mein Berater deutlicher: «In aller Bescheidenheit gesagt, dieses Land wurde durch England hoch gebracht und der größte Fehler, den die Labour-Regierung machte, war der Rückzug aus Indien; er lag auch nicht im Interesse der Eingeborenen. Wirtschaftlich ist dieses Land am Sterben und der Kommunismus ist nur noch eine Frage der Zeit. Lassen Sie sich nicht durch Propaganda-Filme über Staudämme blenden, den Indern fehlt einfach jeder Sinn für das Wirtschaftliche. Sie verbringen ihre Zeit lieber in Tempeln als auf dem Arbeitsplatz.»

Als dann die Zeit zum Nachtessen herankam, begab man sich in eine von Kristall-Leuchtern geschmückte Säulenhalle, der die vielen Ventilatoren an der Decke irgendwie den Charakter einer Maschinenhalle verliehen. Dort wurde uns von einem Dutzend Diener in goldbetreuten Uniformen und Turbanen unter Orchester-Begleitung eines jener miserablen Essen serviert, die man in Indien «europäisch» nennt. Ein solches typisches Menu besteht aus einer Büchsen-Schildkröten-Suppe, einem schlecht gekochten Fisch, einer seifigen Beefsteak- und Nierenpastete und einem regenbogenfarbigen Pudding; eine Mahlzeit, die in einer schweizerischen Fabrikantenecke zu einem dreitägigen Proteststreik führen würde.

Mein Engländer machte sich aber unentwegt über alle Gänge her. «Wenn Sie in diesem Land am Leben bleiben wollen, dann halten Sie sich an europäische Mahlzeiten. Die indische Küche ist nichts für uns.»

Das war der erste Rat, den ich nicht befolgte. Ich merkte nämlich bald, daß die Curries, Tanduries (in einem Feuer im Boden gebackenes Fleisch oder Gebäck), Kababs (gewürztes, ziemlich trockenes, gebratenes Fleisch), Tharkaris (Saucen mit Öl und Gewürzen), Chutnies (eingemachte Früchte oder Gemüse als Zugabe) und Chillis (scharfe Gewürze) nicht nur sehr gut schmecken, sondern auch sehr gesund sind. Das indische Essen ist auf eine Art gekocht, daß die Speisen trotz des heißen Klimas lange frisch bleiben, während das europäische Essen rasch verdirbt und dann zu Magengeschichten führt.

Die meisten meiner europäischen Freunde

hätten sich gehütet, je eines der kleinen Restaurants aufzusuchen, in denen bei offenem Feuer in Tongefäßen in siedendem Öl gebacken und gebraten wird, und wo man ein Mittagessen für zwanzig oder dreißig Rappen bekommen kann. Im Gegensatz zur Ansicht der Europäer geht es dort recht hygienisch zu, während in den großen Hotels und Klubs oft unter sehr zweifelhaften Umständen gekocht wird und die Speisen – nicht zu ihrem Vorteil – bei 35 ° herum liegen.

Nicht nur der Rat in bezug auf das Essen stellte sich als falsch heraus, sondern auch viele andere Empfehlungen.

▲ Nachteile des Klublebens

■ «The old Hands», die alten Überseer, pflegen den Neuankömmling, der von den ersten Eindrücken begeistert ist, gerne mit dunklen Andeutungen zu erschrecken: «Ihnen wird die Freude schon noch vergehen, warten Sie einmal, bis Sie ein Jahr hier sind.»

Mir ging es eher umgekehrt, das heißt wie seinerzeit in der Rekrutenschule. Die ersten Eindrücke waren bedrückend. Als sich die Türe der Dakota der Air-India auf dem palmenumstandenen Flugplatz von Calcutta öffnete, war es, wie wenn man einen Backofen aufklappt, um sich über die Fortschritte einer Dinde aux marrons zu vergewissern – dampfend heiß.

Ein Amerikanerwagen fuhr uns dann in diese riesige, häßliche Stadt, die glücklicherweise auch in Indien kaum ihr Pendant findet. Es ging an Kilometern von Holz- und Strohschuppen und verrosteten Wellblechwänden entlang; alte Blechfässer dienten als Straßen-Markierung. Hunderte und Hunderte von Menschen zirkulierten zu Fuß, auf Ochsenkarren und in Rikschas auf diesen Alleen des Elends. In Slalom-Fahrt ging es zwischen Kühen, Ziegen und Schafen hindurch, die zwischen den Leuten herumspazierten.

Chorwringhee, die Hauptstraße, wo sich das Hotel befand, machte mit den gelbgrünen, abbröckelnden Dixneuvième-Fassaden der Häuser einen merkwürdig zerfallenen Eindruck. Ein Franzose hat deshalb mit Recht einmal gesagt, diese Sechsmillionen-Stadt erinnere an die «Exposition Internationale 1900, trois mois après fermeture.»

Beim Hotel bemächtigte sich meiner sofort eine Ansammlung von Blumenverkäufern, Hotelangestellten, Kulis, Hausierern, Schuhputzern, so daß ich froh war, in mein Hotelzimmer entrinnen zu können. Dort überlegte ich mir nachdenklich bei der letzten Gauloise, ob Indien das Richtige gewesen sei. Wie man das so macht, wenn man in gedrückter Stimmung ist, ging ich in die Hotel-Bar, wo mein schon erwähnter Cicerone meine Zweifel noch bestärkte.

Schon nach kurzer Zeit merkte ich aber, daß meine ersten Eindrücke falsch gewesen waren. So wie mit dem Essen ging es mir auf vielen andern Gebieten. Es braucht Zeit, Mühe und Sprachkenntnisse, um eine Kultur zu verstehen, die so verschieden ist von der europäischen. In drei Jahren – solange verbrachte ich im Dienste eines Welt-Konzerns dort – ist es nicht möglich, dieses Riesenland, dessen östlichste und westlichste Stadt so weit auseinander liegen als Madrid und Stockholm, kennen zu lernen. Aber ich glaube doch, daß man manches sehen und verstehen kann, wenn man sich müht, diese neue Republik nicht mit den Augen derer anzusehen, die das Land früher beherrschten.

Das traditionelle Leben des Europäers in Indien hat etwas Tragikomisches an sich. Ich habe noch nie so viele Leute über Langeweile klagen gehört, die mit genügend Finanzmitteln und großzügiger Freiheit in einem Lande wohnen, das von vielen als Reiseziel ihres Lebens betrachtet wird. Das kommt wohl daher, weil sich das Leben der Europäer immer noch in altehrwürdigen Klubs, in Nachtlokalen und gegenseitigen Einladungen zu Cocktail-Parties abspielt. Dort trinkt man tödlich gelangweilt seine Martinis und Whiskies, nickt den gleichen vierzig Gesichtern zu, um dann morgens um ein Uhr deprimiert nach Hause zu fahren. Dabei ist es möglich, sogar von Calcutta aus, über Samstag-Sonntag im Hoogli-Fluß-Delta Tiger zu jagen. Man hat Gelegenheit mit Hindu-Mönchen über die Welt-Religionen zu diskutieren, mit indischen Politikern und Wirtschaftsfachleuten den Aufbau dieses gewaltigen Landes kennen zu lernen, in Flüssen Fische zu fangen, die ein einziger Mann kaum aus dem Wasser ziehen kann, Enten zu jagen, die ein paar Kilometer von der Stadt weg zu Tausenden zwischen Dschungeln und Reisfeldern von Weiher zu Weiher fliegen. Es ist möglich, den blühenden Dschungel und seine faszi-

nierenden Pflanzen zu studieren oder aber die verschiedenen Menschen-Gruppen und Gemeinschaften, die sich in dieser Großstadt zusammen gefunden haben, kennen zu lernen. Der Kunstfreund kann sich für wenig Geld eine Sammlung indischer Miniaturen anlegen. Dabei ist Calcutta bestimmt einer der unerfreulichsten Aufenthaltsorte in Indien.

Warum unternehmen die meisten Europäer so wenig? Es ist eine Art Lähmung, die viele ergreift, die vielleicht mit der Hitze zusammenhängt. Die Inder sind nicht nur darum besser dran, weil ihnen das Klima weniger zusetzt, sondern weil sie meistens weniger essen und trinken und mehr schlafen.

Das berühmte Klubleben trägt auch viel dazu bei, den Kontakt mit den Einwohnern zu erschweren. Viele Klubs sind immer noch exklusiv europäisch. So ergibt sich die groteske Tatsache, daß zwar jeder beliebige Europäer, ob er Vorarbeiter oder Generaldirektor sei, aufgenommen wird, indische Prinzen, Minister oder Großindustrielle aber nicht zugelassen werden. Dabei sind diese letzteren nicht selten Arbeitgeber von Dutzenden von europäischen Klubmitgliedern.

Ich zweifle nicht daran, daß diese Institutionen bald ein unrühmliches Ende finden werden, aber bis dann werden sie dem europäischen Prestige und Goodwill in Asien gewaltig geschadet haben, so daß sie noch jahrzehntelang als böse Erinnerung weiter leben werden.

Weihnachten in einem Hindukloster

▲
■ Am fremdartigsten berühren den Neuling die so ganz anderen Religionen. Ich habe einmal einen europäischen Freund, der viele Jahre in Indien Geschäfte trieb, gefragt, was das Wesentliche am Hinduismus sei. Er antwortete: «Ich weiß nur, daß die Hindus Buddhisten sind, Kühe anbeten und, weil sie an Nirwana, das heißt an Nichtstun, glauben, es nie auf einen grünen Zweig bringen werden.»

Diese dreifache Aussage enthält drei Unrichtigkeiten. Ich will mich nicht vermessen, das Wesentliche des Hinduismus darzustellen, was mich aber ungeheuer beeindruckte, war die Tatsache, daß dort die Ausübung der Religion nicht, wie oft bei uns, auf den Sonntagmorgen beschränkt ist, sondern das ganze Le-

ben und den ganzen Alltag durchdringt, auch das Geschäftsleben. Vor meiner Abreise im September zum Beispiel waren alle Werkstätten in Calcutta wieder mit farbigen Lichtern, Lampions, Bildern, Tüchern und Blumen geschmückt für die Toolpuja, eine Segnung der Werkzeuge, mit denen das neue Arbeitsjahr begonnen wird. Auch gerade die von den Europäern so oft verlachten Pilgerreisen an die heiligen Stätten sind ein Beweis für die tiefe Gläubigkeit der Inder, denn für eine solche Reise werden oft die Ersparnisse mancher Jahre geopfert.

Vor allem aber machte mir die Toleranz, die überall praktiziert wird, großen Eindruck. Andere Religionen als falsch oder heidnisch zu verachten, käme einem Hindu gar nicht in den Sinn.

Weihnachten 1954 verbrachte ich in einem Hindu-Kloster. Einer der Mönche, der in einem Armenviertel im Norden Calcuttas eine Schule und einen Spital leitet, lud mich ein, das Kloster über Weihnachten zu besuchen. Er war sehr erstaunt, als ich ihn fragte, was sie denn an Weihnachten feierten.

«Christi Geburt natürlich», lautete die Antwort.

Am Abend fuhren wir dann zehn Kilometer aus der Stadt heraus durch Palmenhaine an kleinen Weihern und Dörfern vorbei, wo überall die Öllichter brannten, bis wir an der hohen Mauer des Tempels anlangten. Das offene Tor führte in ein großes Feld, das von Tempelgebäuden umgeben war. Der Mönch führte mich ein paar Treppen hinauf in eine Halle, wo wir, wie das in allen Tempeln oder religiösen Gebäuden üblich ist, die Schuhe auszogen. An der Wand hing ein Christus-Bild mit einem Blumenkranz, so wie man es etwa bei Bauernfamilien im Kanton Schwyz sehen kann. Einige der Mönche saßen mit verschränkten Beinen auf einer Strohmatten, lesend oder im Gespräch.

Als ich dann einen fragte, warum sie Weihnachten feierten, sagte er: «Um die Geburt eines großen Menschen zu feiern, der viel zur Kenntnis der Wahrheit beigetragen hat.»

Nach einiger Zeit kam dann einer der Mönche und fragte mich, ob ich etwas aus der Bibel vorlesen wolle. Ich hatte Hemmungen, worauf dann einer der Anwesenden einige Kapitel aus der Bergpredigt auf Englisch vorlas.

Mir hat dieser Abend einen unauslöschlichen Eindruck gemacht.

Geist und Körper

▲ Ich hatte später noch oft Gelegenheit, mich mit berühmten Hindu-Mönchen zu unterhalten und mit ihnen unter einem sternenklaren Himmel durch die Palmenhaine, welche die Klöster meistens umgeben, zu schlendern. Die wichtigste Forderung des Hinduismus ist wohl die, die man am besten mit dem französischen Wort *Détachement* charakterisieren kann. Der Hindu glaubt, daß die Religion zu einer Läuterung von Geist und Körper führen muß und daß man nur durch einfache Lebensweise und Verzicht auf irdische Genüsse zur Wahrheit vordringt.

«Das Hauptproblem für den westlichen Menschen ist der Tod», sagte mir einmal ein Hinduprediger, «für uns ist das Sterben leichter, weil wir versuchen, den Freuden dieser Welt weniger Bedeutung beizumessen und uns gegen das Ende unseres Lebens so weit wie möglich von ihnen zu lösen.»

Die Männer, die in Indien am meisten bewundert werden und über eine riesige Gefolgschaft verfügen, sind deshalb fast immer Asketen, Leute wie Vinobha Bhave, der als einzelner Mensch versucht, eine Landreform auf religiöser Basis, ohne jeden Zwang durchzuführen. In Sandalen geht er zu Fuß zu jeder Jahreszeit durch die Flußtäler und Ebenen Indiens und verlangt von den Grundbesitzern als ihr achter Sohn einen Achtel ihres Landes, um es an Bauern ohne Boden zu verteilen.

Ich war einmal beim Minister-Präsidenten eines der indischen Staaten eingeladen. Er hatte bei seiner Amtsübernahme fast alle Teppiche, Fauteuils und prunkvollen Gemälde aus der offiziellen Residenz entfernt; sein Schlafzimmer erinnerte an die Klausur von Flües im Ranft, allerdings ohne den Stein als Kopfkissen.

Die größte Leistung des Hinduismus ist vielleicht, daß er der körperlichen und geistigen Disziplin an Stelle einer ethischen oder materialistischen Grundlage ein religiöses Fundament gegeben hat. Darin liegt auch die Bedeutung des Yoga. Yoga ist nicht eine Art indischen Armee-Turn-Programms, womit man sich mit geringstem Zeitaufwand körperlich fit halten kann. Die Hindus betonen immer wieder, daß körperliche Ertüchtigung ohne geistige Disziplin sinnlos ist. Das Ziel der Yoga-Kurse besteht darin, den Menschen durch gei-

stige und physische Konzentration Gott näher zu bringen.

Die Gewaltlosigkeit ist bekanntlich ein weiteres Prinzip des Hinduismus. Mir scheint es großartig, daß es den Indern gelungen ist, eine politische und soziale Revolution, die sich in ihren Ausmaßen mit der französischen oder russischen vergleichen läßt, ohne Gewaltanwendung durchzuführen, wenn man von den religiösen Wirren im Jahre 1947 absieht.

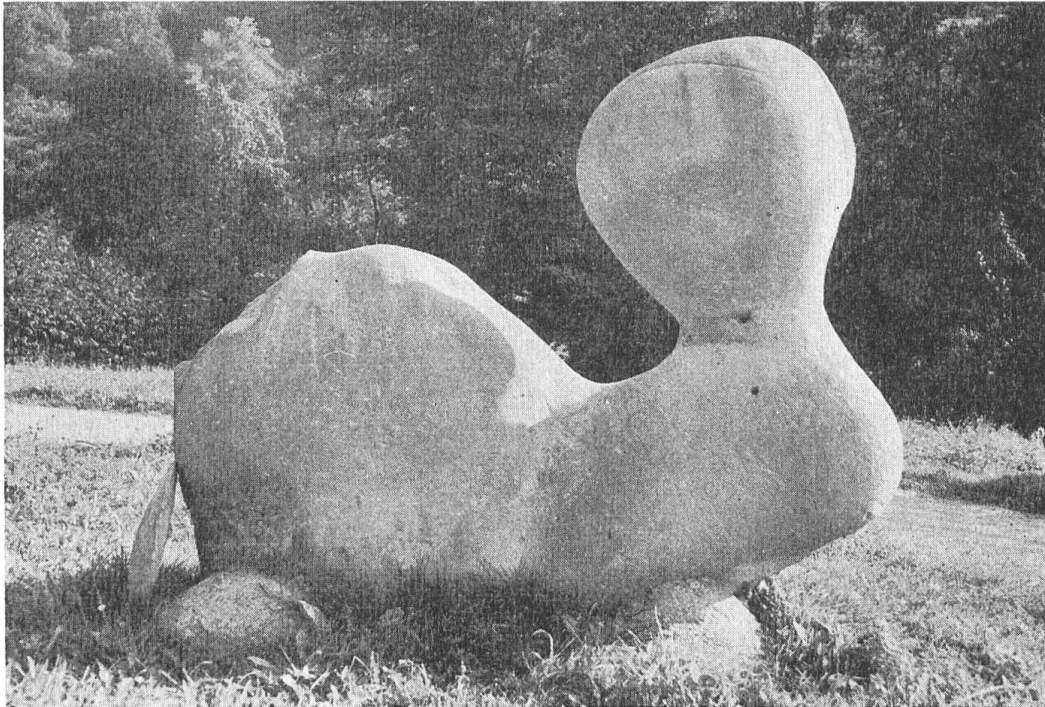
Wenn bei uns bei einem Essen ein Insekt durchs Zimmer schwirrt, machen sich die meisten ein Vergnügen daraus, es nicht nur wegzujagen, sondern zu fangen und zu töten.

Ein Inder würde dies kaum tun. Vielleicht ist das vom Standpunkt der Hygiene aus falsch, aber es entspricht der Grundidee des Respektes vor dem Leben. Wenn gewisse Tiere, wie Affen oder Kühe, mit besonderer Ehrfurcht behandelt werden, so erklärt sich das aber nicht nur daraus, sondern aus der wichtigen Rolle, welche diese Tiere in der indischen Volkssage spielen. Man könnte sich auch bei uns vorstellen, daß zum Beispiel die Einwohner von Einsiedeln keine Raben schießen würden, im Angedenken an die Vögel, welche die Mörder des heiligen Meinrad verfolgten.

Etwas, das mir besonders Eindruck machte,

Liegende Figur

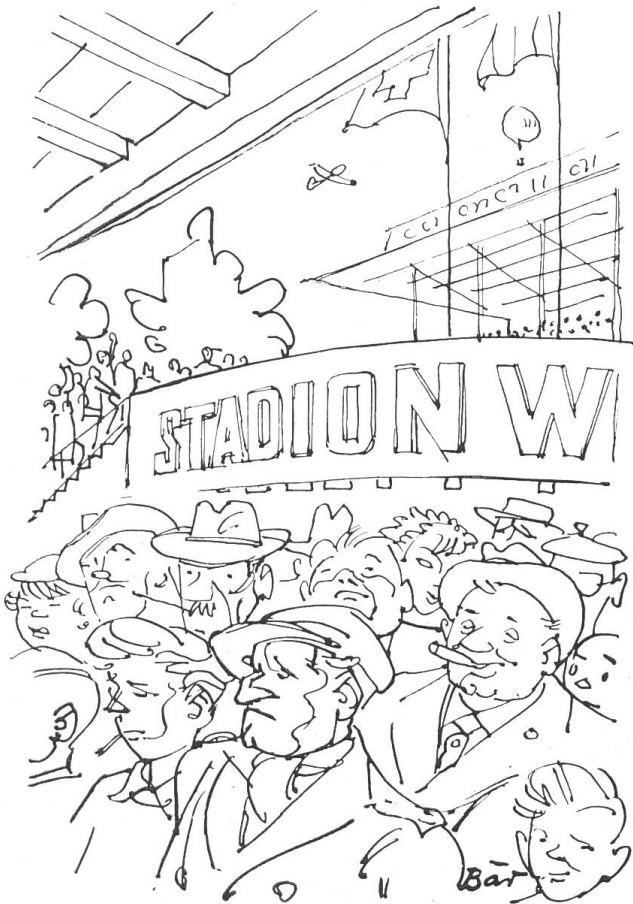
Foto: Hans Baumgartner



Wie man der Weltpresse entnehmen konnte, hat der junge Schweizer Bildhauer, Hans Armin Kugler, bei einer Ausstellung in der Rosenberger Gallery in New York einen sensationellen Erfolg davon getragen. Das Museum of Modern Art hat mehrere seiner Plastiken erworben. Umso erfreulicher ist es, daß das hier abgebildete Werk, eine der reifsten Arbeiten Kuglers, durch großzügige Unterstützung eines Basler Kunstfreundes für die Schweiz gesichert werden konnte. Die von fantastischem Können zeugende Plastik wird gegenwärtig in einer Freiluftausstellung in Winterthur gezeigt.

Ein Scherz: Diese Sandsteinskulptur, die vor einem Bauernhaus in Berlin steht, wurde beim Aushub des Hauses gefunden. Die natürlichen Erosionskräfte haben dieses Gebilde geschaffen.

Schillers **TELL** aktualisiert



«Den einen Tag nur schenke Dich den Deinen.»

ist der indische Lebensrhythmus. Der Inder ist nicht religiöser Sucher oder Geschäftsmann, er ist beides.

«Ich weiß, daß ich nur noch zehn oder zwanzig Jahre zu leben habe», sagte mir einmal der Vater eines indischen Freundes, «ich möchte mein Dasein nicht an der Getreide-Börse beenden.»

Kurz darauf zog sich der erfolgreiche Geschäftsmann in die Berge zurück, um sich für den Rest seines Lebens mit religiöser Kontemplation zu befassen.

Ein Grundbesitzer in Madras, der zu unserem Ärger – wir gehörten zu seinen Mietern – die Mietzinse bedeutend erhöhte, verschenkte

zur selben Zeit über zehn Millionen Schweizerfranken an religiöse Institutionen und Schulen. Als ich ihn dann fragte, wie sich diese großzügige Geste mit seiner rücksichtslosen Mietzinspolitik vereinbaren lasse, antwortete er: «Das Leben eines Geschäftsmannes muß aus Nehmen und Geben bestehen. Was ich mit der linken Hand nehme, gebe ich mit der rechten.»

Auch die Hindus wissen, daß die Welt nicht nur aus Priestern bestehen kann.

Demokratie im Werden

■ Ist Indien eine Demokratie? Sicher nicht, aber es will eine werden.

Im Jahre 1953, zu einer Zeit, als die Arbeitslosigkeit und der Flüchtlingszustrom in Bengal ihren Höhepunkt erreicht hatten, baute dort ein Großindustrieller einen Palast, der vier Millionen Schweizerfranken kostete.

Ein Prinz in Südindien besitzt ein Dutzend Rolls Royces, die er regelmäßig erneuert.

Der Nizam von Hyderabad besitzt so viele Diamanten und Rubine, daß er damit ganze Terrassen seiner Paläste belegen kann.

Gleichzeitig spotten die Wohnbedingungen der Grubenarbeiter in vielen Gegenden jeder Beschreibung. Viele Großindustrien haben sich bis vor wenigen Jahren nicht die Mühe genommen, auch nur die primitivsten Sicherheits-einrichtungen zu erstellen oder wenigstens einen Notfalldienst einzurichten.

Ich kam einmal in einer kleinen Industriestadt bei einem Unfall vorbei. Ein Arbeiter war von einem Amerikanerwagen, in dem ein indischer Geschäftsmann saß, angefahren worden. Ich fuhr den Verunfallten zur Samariter-Station. Es dauerte aber eineinhalb Stunden, bis ich es fertig brachte, den Fabrikarzt herbei zu holen. Als Entschuldigung führte er an, er sei unabhkömmlich gewesen, denn er habe gerade zu Mittag gegessen.

Kurz nach meiner Ankunft war ich einmal bei einem indischen Großkaufmann zum Nachtessen eingeladen, der in einem marmor- und goldgeschmückten Palast im Norden Calcuttas wohnte. Ich ärgerte mich darüber, daß man den Hauseingang nur über Schutthaufen stolpernd erreichen konnte, und fragte deshalb meinen Gastgeber, wieso er nicht wenigstens

den Schutt unmittelbar vor seinem Hause auf dem Trottoir entfernen lasse. Er schaute mich entgeistert an und sagte, das gehe ihn doch nichts an, solange sein eigenes Haus sauber sei.

Das Verantwortungsgefühl gegenüber dem unbekannten Mitbürger, das die Grundlage jeder echten Demokratie bildet, ist etwas, das man nicht in neun Jahren schaffen kann. Schon das Kastenwesen ist natürlich eine ganz undemokratische Einrichtung.

Das zweistöckige Haus, das mir unsere Gesellschaft als Direktor für Süd-Indien in Madras zur Verfügung stellte, stand in einem großen Garten, voller Blumen. Ich brauchte fünf Diener, um es in Stand zu halten: Einen Koch, einen Butler, einen Gärtner und zwei Hilfskräfte. Es brauchte mehrere Wochen, bis ich den Putzer dazu brachte, das Essen aufzutragen. Die Schwierigkeiten kamen vor allem aus der Einstellung der andern Diener, die ihn zuerst nicht in der Küche dulden wollten.

Unter dem Einfluß der Demokratie und der wirtschaftlichen Entwicklung zerfällt zum Glück dieses Kastenwesen langsam. Auf dem Lande und im Süden Indiens spielt es immer noch eine bedeutende Rolle. Es steckt den Leuten tief in den Knochen.

Als ich einmal in Südindien auf einer Geschäftsreise mit einem Brahminen, und zwar einem, der auf der Stirne kein Kastenzeichen trug, im Hotel abstieg, begrüßte ihn der Diener sofort mit den Worten «Swami», der traditionellen Anrede eines Brahminen. Ich fragte meinen Begleiter, wieso der Diener gemerkt habe, daß er einen Brahminen vor sich habe. Worauf ich die Antwort erhielt, die mir in ihrer Überheblichkeit in Erinnerung blieb: «Unsere Kaste hat dieses Volk für Tausende von Jahren geleitet; daß man mich als Brahminen erkennt, ist darum selbstverständlich.»

Das Verhältnis der höher und tiefer gestellten Inder zueinander ist trotz allem nicht so undemokratisch, wie man meinen könnte. Die merkwürdige Mischung von Autorität und Familiarität erinnert an die Verhältnisse in Italien oder Spanien. Wenn ein Inder seinem fünfzehnjährigen Diener auch nur zwanzig Franken pro Monat bezahlt, ihn aber mit seinen Söhnen aufwachsen läßt, so ist das vielleicht doch menschenwürdiger, als wenn wir Europäer unseren Dienern sechzig Franken zahlen, dabei aber nicht die geringste Gemeinschaft mit ihnen haben und uns nicht viel um ihr Wohlergehen kümmern.

Märchenprinzen sterben aus



■ Es ist bei uns auch viel zu wenig bekannt, daß die traditionelle indische Dorfgemeinschaft viele demokratische Züge aufweist. Der Despotismus der Prinzen und Provinz-Gouverneure ist etwas, das durch ausländische Einflüsse verstärkt wurde. Die Prinzen, als wirtschaftliche und politische Macht sind aber auf dem Aussterbeetat. Einige versuchten sich in der Industrie zu betätigen, aber meistens erfolglos. Wegen ihrer unsinnig luxuriösen Lebensweise kamen viele in Schulden, trotzdem sie manchmal Renten beziehen, die in die Millionen gehen.

Ich hatte einen Bekannten, dessen Geschäft darin bestand, kleinen Potentaten Geld für ihre Whisky- und Metzgerrechnungen vorzustrecken. Als Gegenleistung erhielt er jeweils eine Landverschreibung und eignete sich so mit der Zeit einen netten Grundbesitz an.

Kürzlich kam ein amerikanischer Journalist nach Indien, der etwas über einen indischen Maharadschah schreiben wollte, der jetzt seinen Reichtum vernünftig anwendet. Er kehrte unverrichteter Dinge nach Hause.

Ich kannte einen Prinzen, der ungefähr 30 Hunde besaß, die von einem halben Dutzend Diener in Schach gehalten wurden. Am Abend setzte er sich mit seiner Frau und seinen Freunden in vergoldete Fauteuils. Die Hunde wurden von Dienern in goldbetreßten Uniformen im großen Saal vorgeführt, wobei der Mann jedem zweiten oder dritten Tier den Kopf streichelte. So ging das Tag um Tag.

Ähnliche denkwürdige Abende verbrachte ich mit einem andern Bekannten, dessen Wohnzimmer die Größe einer durchschnittlichen schweizerischen Turnhalle hat. Dort sitzt er Abend für Abend stumm neben seiner Frau, der Prinzessin, auf einem Sofa und betrachtet die hohen Wände, von denen die ausgestopften Köpfe wilder Büffel, Bären, Tiger schweigend herabschauen. Von Zeit zu Zeit schenkt ihm dann sein Diener einen Scotch ein.

Die Leute, die heute Indien regieren, geben sich betont demokratisch. Ein heutiger indischer Minister führt sich so leutselig auf wie irgend ein Bundesrat. Er ist sogar leichter zugänglich. Ich war einmal bei einem Minister in Assam, zur Zeit seiner Audienz, das heißt zwi-

schen sechs und acht Uhr vormittags. Ich war sehr beeindruckt von der Art und Weise, wie er mit den Reisbauern, die über Wildschaden durch Elephanten klagten, redete, nachher mit einem Lehrer, der ihm die Schwierigkeiten auseinandersetzte, mit fünfzig Franken pro Monat zu leben und mit einer Mutter, die eine Staatsstelle für ihren arbeitslosen Sohn suchte.

Diese Würdenträger sind auch sehr einfach angezogen. Infolgedessen kam ich während der ersten Woche meines Indienaufenthaltes bei einem Buffet-Dinner in eine peinliche Situation. Als ich zum Buffet schritt, um mir einen Dessert zu holen, stand dort ein einfach gekleideter Mann in handgewobenem Baumwolltuch und weißer Mütze. Ich hielt ihn für einen Diener, der eben daran war, Fruchtsalat zu schöpfen und nahm ihm den Teller schweigend aus der Hand, worauf er mir freundlich zunickte. Als ich dann hörte, daß es sich um den Justizminister der Provinz handelte, entschuldigte ich mich, was er mit einem freundlichen Lächeln quittierte.

Diese Begeisterung für Demokratie und Brüderlichkeit haben die Russen geschickt auszunützen gewußt. Während europäische Würdenträger in Indien sich selten in niedrigeren Kreisen als Prinzen und Industriellen, im schlimmsten Falle Presseleuten bewegen, hat Chruschtschew bei seinem Besuch in Südindien die ganze Motor-Kolonie von Ministern, Prinzen und Polizeipräsidenten anhalten lassen, um neben einem indischen Bauern, der am Wegrand im Felde arbeitete, zehn Minuten lang mit der Heugabel zu arbeiten. Diese Demonstration hat einen gewaltigen Eindruck gemacht.

▲ Die Sisyphusarbeit

■ Die Aufgabe der Regierung ist deshalb fast übermenschlich, weil an vielen Orten unvorstellbares Elend herrscht.

Die indische Dorfgemeinschaft führt einen herzbrechenden Kampf gegen Hitze, Überschwemmungen, Dürre, Krankheit, Mangel an Dünger, Zuchtvieh, Pflügen und Traktoren. Viele Grubenarbeiter leben und sterben in schwarzen Erdlöchern. In Madras allein wurde die Zahl der arbeitslosen Studenten auf 5000 bis 10 000 geschätzt. Sie haben unter gewaltigen Opfern studiert und müssen nachher in den trostlosen, heißen und schmutzigen Groß-

städten irgend eine Arbeit suchen, die oft Jahre auf sich warten läßt. Die Städte sind voll von Heimatlosen, die mit Frauen und Kindern und ein paar Bündeln aus überfüllten Landgehenden und Pakistan gekommen sind und in Strohhütten auf dem Trottoir leben. Zahllos sind die Waisen, deren Eltern Opfer der Nachkriegswirren wurden, die mit schmutzigen Haarschöpfen, in Lumpen gekleidet, sich durchs Land stehlen und betteln.

Wenn ich hier in der Schweiz meine beiden Nichten im Garten spielen sehe, die gut gekleidet, gesund ernährt, selten schikaniert, mit guten Zähnen und Knochen und einer erstklassigen Erziehung ihr Leben beginnen, dann kommen mir oft die Kinder in Indien in den Sinn, die ihr Leben unter ganz andern Vorzeichen beginnen müssen. Ich erinnere mich noch gut daran, wie mir einmal der Anblick eines Kindes auffiel, das mit einem Bündel über den Schultern und mit langen schmutzigen Haaren mit einem verbundenen Fuß sich durch eine der Hauptstraßen Calcuttas schleppte. Ich fragte, was ihm zugestoßen sei, worauf ich die Antwort erhielt, der Fuß sei in einem Gipsverband, weil er gebrochen sei. Als ich den Fuß durch einen befreundeten Arzt untersuchen ließ, zeigte sich, daß sich unter dem großen Verband gar kein Gips, sondern eine fortgeschrittene Knochen-Tuberkulose befand. Der Bub hatte bei einem Händler gearbeitet und sich den Fuß leicht verletzt. Da sich niemand der Wunde annahm, entwickelte sich eine Krankheit, die ihm dann im Alter von acht Jahren das Bein kostete.

Ein Besuch in den indischen Spitälern oder auch nur ein Gang durch arme Viertel ist etwas Erschütterndes. Am Anfang war ich erstaunt über die Reaktion vieler Leute, Inder wie Europäer.

«Die Bettler sind alles Schwindler, die abends mit Autos in ihre Wohnungen zurückgeführt werden, nachdem sie an den amerikanischen Touristen gut verdient haben. Wenn Sie sich die Mühe nehmen, die Gipsverbände der sogenannten Kranken auf der Straße zu untersuchen, so werden Sie sehen, daß darunter kerngesunde Glieder stecken», sagte mir einmal jemand allen Ernstes.

Ich bin aber fest überzeugt, daß die Leute, die so reden, im Grunde ihres Herzens anders

Foto: Rob Gnant
Die drei am Fenster

empfinden. Ich habe nie einen Europäer kennen gelernt, dem das Leiden der Bevölkerung nicht zusetzte. Sozusagen um sich abzuschirmen, finden sie dann irgend eine vereinfachte Erklärung.

Ich vermute auch, daß die meisten Europäer in Calcutta weniger trinken würden, wenn es nicht so viele Krüppel und Bettler gäbe, vor denen sie ihre Augen verschließen wollen.

▲ Indischer Sozialismus

■ Die Leiter des neuen Indiens sind sich dieser Übelstände bewußt, und versuchen, die Lage zu verbessern, was unendlich schwierig ist. Der Protest des Volkes gegen die alten Mißstände, mit denen die junge Republik belastet ist, heißt Sozialismus. Sozialismus ist in Indien nicht ein Dogma, sondern ein Kennwort für eine bestimmte soziale Einstellung, die mir ein Politiker einmal folgendermaßen charakterisierte: «Ich bin gegen die Managing Agencies (Holding- und Verwaltungsgesellschaften, die einen großen Teil der indischen Wirtschaft kontrollieren), gegen die rücksichtslosen Geschäftsleute, gegen die Prinzen. Ich bin für die Landverteilung, für Arbeiter-Häuser, für obligatorische Krankenversicherung, für eine bessere Verteilung des Besitzes. Das ist mein Sozialismus.»

Es ist keine Frage, daß die indische Demokratie nur funktionieren kann, wenn die Stellung der untern Klassen gehoben wird, und zwar bald.

Ich selbst stehe persönlich durchaus auf liberalem Boden, aber daß eine Demokratie nur dann echt ist, wenn sie sich auch im täglichen Leben, nicht nur im Stimm- und Wahlrecht äußert, scheint auch mir richtig.

Es geht darum, jedem Bürger zum mindesten ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen. Dieses Ziel ist in Indien unendlich schwer zu erreichen.

In Indien wird bekanntlich alle fünf Jahre ein Plan gemacht, der bestimmt, wie das vorhandene Kapital, sei es privat oder staatlich, ausgegeben werden soll.

«Unser Hauptproblem ist nicht, daß wir zu wenig Industrie haben», sagte mir ein Regierungsbeamter in einem südindischen Staat, «sondern, daß es bei uns überhaupt keine Industrie gibt. Wie oft liege ich nachts schlaflos

im Bett und zerbreche mir den Kopf, wie in aller Welt wir für die 700 000 Arbeitslosen in unserer Gegend Arbeit beschaffen, eine Industrie aufbauen, Spitäler und Schulen bauen und ein einwandfreies Transport-System errichten können.»

Indien ist wahrscheinlich viel ärmer, als es früher war.

Wenn die ersten Engländer, die vor 250 Jahren eine Handelskonzession erhielten, dieselben wirtschaftlichen Zustände angetroffen hätten, die heute herrschen, wären sie wohl kaum in Indien geblieben.

«Wir waren für ein paar Jahrhunderte wirtschaftlich wie gelähmt und haben deshalb die industrielle Revolution verpaßt», hört man immer wieder sagen. Deshalb ist die neue Generation von einer fast religiösen Begeisterung erfüllt für gewisse wirtschaftliche und technische Leistungen. «Dies sind unsere Tempel, Kirchen und Moscheen», rief Nehru bei der Eröffnung eines neuen Staudammes.

Als ich einmal eine Lokomotiv-Fabrik in Indien besuchte, da waren die Inder so bewegt, wie ein Schweizer bei einem Rütlibesuch. Wenn man daran denkt, was für gewaltige persönliche und finanzielle Opfer diese Anlage gekostet hat, kann man diese Gefühle verstehen.

Wir in der Schweiz haben oft den Eindruck, die Industrialisierung unseres Landes sei zu weit fortgeschritten, so weit, daß die menschliche Seele Schaden nehme. Für Indien aber, wo der durchschnittliche Mensch immer noch unter dem Existenz-Minimum lebt, ist die Industrialisierung sicher das richtige.

Es ist begreiflich, daß viele Geschäftsleute durch die indischen Sozialisierungstendenzen vor den Kopf gestoßen werden, aber verschiedene Krankheiten brauchen verschiedene Heilmittel. In Indien ist die Zahl der qualifizierten Arbeiter, das vorhandene Kapital, sind die Transportmittel in ihrer Kapazität so beschränkt, daß der Regierung überhaupt nichts anderes übrig bleibt, als die vorhandenen Kräfte in jene Kanäle zu leiten, wo sie am nützlichsten sind.

▲ Indien den Indern

■ Die Grundlagen einer freien Marktwirtschaft haben in Indien immer gefehlt. Bis jetzt war das Wirtschaftsleben hauptsächlich von

zwei Gruppen kontrolliert: das sind einerseits die alten englischen Managing-Agencies, die sich Monopole in Jute, Maschinen, Tee, Kaffee usw. sicherten und deren finanzielle Kontrolle immer mehr an die Inder übergeht.

Auf der andern Seite sind die indischen Geschäftsleute, die sich traditionsgemäß mit Finanz und Handel befassen. Was aber bis vor kurzem fehlte, das sind die Industrien.

Im Gegensatz zur allgemeinen Ansicht, sind die indischen Kaufleute unglaublich tüchtig. Ihre Erfolge grenzen oft ans Zaubhafte. Einer der Gründe ist die einfache Lebensweise und die harte Arbeit. Wenn ich bei einem solchen Geschäftsmann, der mehrfacher Millionär ist, eingeladen war und ein einfaches Nachtessen von Reis, Sommergemüsen und Bananen bekam, so erinnerte mich das immer an Zürich, wo es gerade bei den traditionsbewußten Familien noch viele Leute gibt, die es verachten, lukullisch zu leben.

Der indische Geschäftsmann lebt puritanisch, mit Ausnahme des Hauses und der Wagen. Er beginnt seine Arbeit vielleicht schon um sechs Uhr morgens, nach einer halben Stunde Besinnung und arbeitet bis zehn Uhr in seinem Hause, wo er Besucher empfängt und Konferenzen abhält. Nach dem Morgenessen fährt er ins Büro und ist dort ohne Unterbruch bis sechs oder sieben Uhr abends tätig.

Die Stärke des Inders ist seine Familie. Im indischen Familien-System wird das Vermögen gemeinsam verwaltet und jeder bezieht so viel, wie er braucht, wie bei den konservativen Berner Bauern. Infolge dieses Systems bleiben die meisten indischen Unternehmen im Familienbesitz.

Die Ablösung vieler europäischer Unternehmen durch indische Interessen geschieht oft rapid. So kann es zum Beispiel vorkommen, daß bei einer Generalversammlung einer großen Jutefabrik ein völlig unbekannter Inder erscheint und den anwesenden Engländern erklärt, daß er nun 51 Prozent der Aktien besitze. In solchen Fällen werden die englischen Direktoren meistens beibehalten, aber ihre Ersetzung ist nur eine Frage der Zeit.

Für europäische Unternehmen ist es heute nicht mehr möglich, ihre indischen Tochter-Gesellschaften hundertprozentig zu kontrollieren. Die besten Erfolgsaussichten hat ein Unternehmen, an dem indisches Kapital, privates oder staatliches, mitbeteiligt ist und in dem

auch in den leitenden Stellen einheimisches Personal mitarbeitet. Die alte Art von Handelsunternehmen, die keine Produktionsanlage in Indien errichten will und nicht bereit ist, indische Mitarbeiter heranzuziehen, hat meiner Ansicht nach keine Chancen mehr.

Wir als Exportland brauchen diese Entwicklung aber keineswegs zu fürchten. Der indische Wiederaufbau bietet enorme Möglichkeiten.

Die Schweizer Industrie hat in Indien eine hervorragende Rolle gespielt. Die größte Wagon-Fabrik Asiens in Madras und die größte Werkzeugmaschinenfabrik Indiens wurden von Zürcher Firmen gebaut.

Ich weiß nicht, ob es richtig ist, daß das Schweizer Kapital in bezug auf Anlage in Indien so zurückhaltend ist. Man war sehr einsatzfreudig in Ländern, wo immer wieder Geld verloren ging, die meiner Ansicht nach eine viel kleinere politische Stabilität aufweisen als Indien.

Wenn man jemandem in Amerika erzählt, daß man in Indien war, so lautet die erste Frage: «Will India go Communist?»

Meine Antwort darauf lautete immer: «No, Sir.»

Nehru ist der unbestrittene Führer Indiens, und sicher glauben die Inder an ihn. Er hat es verstanden, die Hoffnung auf ein würdigeres und besseres Leben aufrecht zu erhalten.

Wenn man an einer großen Veranstaltung die Leute beobachtet, wie sie ihrem Minister-Präsidenten Hoch zurufen, so merkt man, das ist nicht ein Heilrufen fanatischer Massen, sondern Ausdruck des Vertrauens und der Dankbarkeit.

Wenn Sie also das nächste Mal einen Inder treffen und ihn fragen: «Ist Nehru gefährlich?» müssen Sie sich darüber klar sein, daß diese Frage dasselbe bedeutet, wie wenn Sie 1941 einen Engländer gefragt hätten: «Halten Sie Churchill für einen Landesverräter?»

Geistige Landes-

▲ verteidigung auch in Indien

■ Die Inder sind im jetzigen Moment außerordentlich empfindlich gegen Kritik an ihrem Land.

In den Kinos von Indien, von denen es Tausende gibt, erzielt kaum ein Lustspiel so gewal-

tige Lacherfolge wie der durchschnittliche europäische (europäisch bedeutet in Indien alles was aus Europa oder Nordamerika kommt) Film mit indischem Sujet. Schon die Einzelheiten wirken für Inder komisch. Da ist der unvermeidliche Maharadschah, mit einem Turban, wie er in Indien nur von Straßenwischern getragen wird. Da ist der englische Oberst, der

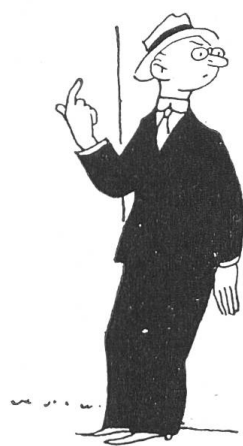
auch unter Dach einen Tropenhelm trägt, usw. Alles ist so unindisch, daß der Streifen so wirkt, wie die Darstellung eines Bündner Gemsjägers in einem deutschen Operettenfilm.

«Uns hat die Art und Weise, wie unsere Geschichte und unser Leben von vielen europäischen Autoren dargestellt wurde, mehr verletzt, als irgend etwas, das uns die Europäer

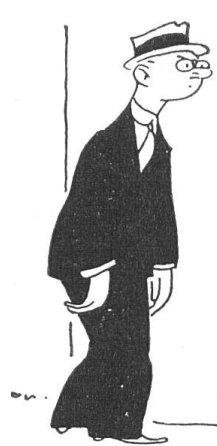
Der kleine Familienfilm



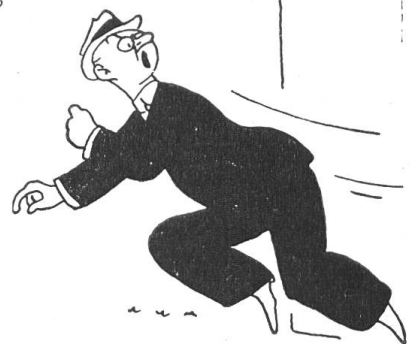
Öffnet Garagetüre und sagt Frau, Ausfahrt sei frei.



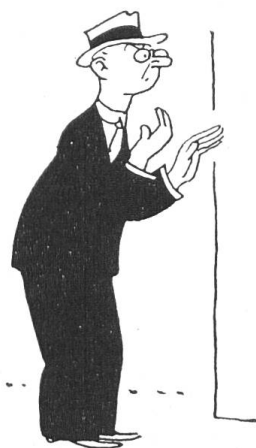
Ruft, warum kommt sie nicht. Frau ruft, sie bringe den Motor nicht an.



Murmelt, sie hat wahrscheinlich die Zündung nicht eingeschaltet und geht helfen.



Diesen Moment springt Motor an und er weg, um nicht überfahren zu werden.



Beruhigt sich und wartet, bis Frau, der Motor wieder abgestellt hat, Wagen in Bewegung setzt. Ruft «langsam, langsam».



Frau hat in der Aufregung vom Rückwärtsgang in ersten Gang geschaltet und fährt gegen Rückwand der Garage.



Geht schauen, ob Schaden entstanden ist und sagt Frau, er werde Wagen selbst aus der Garage fahren.



Manövriert Wagen aus Garage, beschädigt aber dabei Garagetüre, die im falschen Moment herunterfällt, da er vergessen hat, Haken einzuhängen.

getan haben», sagte mir einmal ein indischer Freund.

Ich hatte oft den Eindruck, daß der gebildete Inder mehr über die Schweiz wisse, als der durchschnittliche schweizerische Maturand über Indien. Ich weiß zwar nicht, ob für die Ausübung des Coiffeur-Berufes in der Schweiz inzwischen auch ein Matura-Zeugnis Bedingung geworden ist, immerhin ist es mir passiert, daß der Coiffeur in Zürich, als ich ihm sagte, ich hätte meinen letzten Haarschnitt in Indien vornehmen lassen, mir mit einem wissenden Lächeln antwortete: «Ihr Haarschnitt erinnert tatsächlich an einen Indianer.»

Da war ein indischer Eisenbahn-Ingenieur bedeutend besser orientiert, als er mich fragte, ob das Margritli immer noch im Sternen in Meilen sei.

Gegenwärtig herrscht in Indien eine Art Verbrüderungstaumel in bezug auf die andern asiatischen Völker. Eine Indierin erklärte mir allen Ernstes, von nun an würde sie ihre Ferien in China verbringen, nachdem sie für zwanzig Jahre alljährlich an die Riviera und nach London geflogen war.

Diese Begeisterung für Asien ist deshalb begreiflich, weil in den letzten Jahrhunderten Indien künstlich von seinen asiatischen Nachbarn getrennt gehalten wurde. Die Inder fühlen sich von andern Asiaten auch besser verstanden und mehr geschätzt.

Ich bin überzeugt, Indien wird sich von Europa nur abwenden, wenn sich Europa von Indien abwendet. Das Bedürfnis nach Freundschaft und Brüderlichkeit ist im Grunde des Herzens groß.

Gegenwärtig geht über Indien und ganz Asien eine Welle des Patriotismus und des Nationalstolzes. Dieser Patriotismus wird bei uns oft als «ungesund» bezeichnet. Im Grunde sollten wir ihn aber verstehen.

Das indische Volk versucht, seinen eigenen Lebensstil zu finden, wie wir das schon vor Jahrhunderten taten. Daß gerade deshalb alles, was nach Verächtlichmachung der indischen Nation aussieht, in Indien nicht mehr akzeptabel ist, ist doch selbstverständlich.

Als die Schwester Pandit Nehrus, die indische Botschafterin in London ist, bei einem diplomatischen Empfang von einem befrackten Engländer mit den Worten begrüßt wurde: «Sie sehen sehr interessant aus, in ihrer Ein-

geborenen-Tracht», soll sie geantwortet haben: «Sie auch.»

Die Inder sind keine Eingeborenen, sondern eine alte Kultur-Nation und wollen als solche behandelt werden.

Es ist erstaunlich, daß manchmal dieselben Schweizer, die sich empören, wenn sich ein Ausländer über Sennenjacken oder Alphornbläser lustig macht, lächeln, wenn ein Inder in Dhori ein Restaurant betritt.

Daß die Engländer und andere Kolonialvölker am Erwachen des indischen Nationalgefühls keine besondere Freude haben, ist begreiflich. Wir Schweizer sollten aber eine andere Stellung einnehmen.

▲ Wehmütiger Abschied

■ Einige Tage vor meiner Abreise war das Divali-Fest. Mit einem indischen Freund schritt ich durch die Bazzare, die schon hell erleuchtet waren von Hunderten von Öl- und elektrischen Lichtern, die sich in den Gesichtern der Frauen und Kinder und den Töpfen der Geschirrhändler spiegelten. Nach der Sage fliegt dann der Gott Krischna auf seinem heiligen Ochsen durch die linden Lüfte und sucht seine Frau Radha, die ihr Haus mit Öllichtern beleuchtet.

So gingen wir durch das Gedränge der Goldturbane und Seidensahris durch die Straßen. Wir traten zu einem Händler, der eben seine Bücher gesegnet hatte, wurden mit Blumen bekränzt und tranken Tee.

Zum letzten Mal ließ ich alles auf mich wirken und ich wurde etwas traurig, als ich an meine Abreise dachte.

Jetzt lebe ich wieder in einer ganz andern Welt, in Kanada. Auch Kanada ist ein großartiges Land, aber doch werde ich Indien nie vergessen. Wenn ich mir alles nochmals überlege, so glaube ich, das Eindrücklichste in Indien ist die Freundlichkeit der Menschen. Sie leben unter unvorstellbar schwierigen Bedingungen und haben doch ihre Freundlichkeit und Ausgeglichenheit beibehalten. Dies bewirkt, daß das Leben in Indien trotz des furchtbaren Elendes, dem man immer wieder begegnet, von einer zauberhaften Poesie erfüllt ist.